

REZENSIONEN

Lena Foljant, Ulrike Lembke

Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch.

SABINE BERGHAHN

Dieses Studienbuch ist ein Beweis, dass Feminismus und Gender Studies trotz allem dauerhafte Wurzeln geschlagen haben, sogar in der Rechtswissenschaft. Nach wie vor gehört „Feministische Rechtswissenschaft“ nicht zum Mainstream und ist nicht angemessen institutionalisiert, der Titel einer Veranstaltung zur Vorstellung dieses Buches sprach daher auch von „unerkannter Exzellenz“. Umso bemerkenswerter ist es, dass hier junge und „unverbrauchte“ NachwuchsjuristInnen für ihresgleichen und die nachrückenden Studierenden aus einer kritischen Sicht auf das Recht und die Rechtswissenschaft schauen.

Die AutorInnengruppe hat sich nach dem Feministischen Juristinnentag 2005 in Greifswald zusammengetan und ein sehr gehaltvolles Buch mit 14 Kapiteln und einer Auswahlbiographie vorgelegt. Es beginnt mit dem Grundimpuls, die „Frauenfrage im Recht zu stellen“, und den Schwierigkeiten der Institutionalisierung von feministischer Rechtswissenschaft (I. Einleitung), behandelt „Frauen in der Geschichte des Rechts“ (II.), feministische Theoriedebatten (III.), feministische Kritik an den Grundannahmen des Rechts (IV.) und wendet sich dann den materiellen Aspekten des Rechts der Geschlechterverhältnisse zu. Hiermit sind Gleichheit in verfassungsrechtlicher Hinsicht und einfaches Gesetzesrecht zur Abwendung von Diskriminierung gemeint sowie die klassischen Bereiche ungleicher gesellschaftlicher Partizipation und ihrer rechtlichen Verfasstheit (Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Fortpflanzung, Gewalt und Sexualität, Kapitel V-X). Das Spannungsverhältnis von Politik und Recht, von Rechtssetzung und Rechtsfindung wird im Kapitel „Repräsentation und Normkreation“ (Kap. XI) angesprochen, „Internationale Bezüge“ kommen im XII. Kapitel zur Sprache. In „Strategien und Politiken“ (Kap. XIII) ziehen die beiden Herausgeberinnen Lena Foljanty und Ulrike Lembke schließlich Bilanz, die sie im „Schluss“ (XIV.) noch einmal aufmunternd als Anstoß zur „Einmischung“ formulieren. Auch im Zeitalter des Antidiskriminierungsrechts werde feministische Rechtswissenschaft noch gefordert, „kritische Anfragen“ an Rechtswissenschaft und Recht zu stellen und diese mit eigenen Gedanken und Projekten zu bereichern (247).

Kritik an der Rechtswissenschaft

Von einer Fülle „kritischer Anfragen“ an das geltende Recht und die Mainstream-Rechtswissenschaft zeugen die inhaltlichen Kapitel, die wesentliche gesellschaftli-

che Rechtssituationen von Frauen und Männern beschreiben und unter den Gesichtspunkten von Herrschaft, Dominanz, Diskriminierung und Heteronormativität analysieren. Das Kapitel über „Grundannahmen des Rechts in feministischer Kritik“ (IV) erschließt die grundsätzliche Herangehensweise feministischer RechtswissenschaftlerInnen als eine für entsprechend sensibilisierte Politik- und SozialwissenschaftlerInnen wohl bekannte, nämlich als Kritik an grundlegenden Annahmen liberaler Theorien über das „freie Subjekt“ und den „Gesellschaftsvertrag“. Die „Garantie der gleichen Freiheit aller“ durch den Gesellschaftsvertrag und durch das positive Recht werden als Fiktionen und Realitätsverleugnungen entlarvt. Historisch gesehen ist dies evident, aber auch das heutige Recht mit seinen für Männer und Frauen formal gleichen Ansprüchen – sprachlich ist das Gesetz meist nach wie vor nicht „neutral“ – trägt dieses Kennzeichen noch in vielerlei Hinsicht. So ist also das angeblich neutrale Recht, das die wesentlichen Merkmale aller Menschen in formal gleicher Weise zu erfassen beansprucht, nach wie vor „männerzentriert“. Man denke etwa an das Mordmerkmal „Heimtücke“ im Strafrecht oder an die Gebiete des Arbeits- und Sozialrechts, die trotz gewisser Modifikationen (etwa Rentenwerte für Erziehungszeiten) weiterhin an die Erwerbsbiographie des männlichen „Normalarbeitnehmers“ anknüpfen (70). Für Feministinnen stellt sich nun die Frage, wie dieser Androzentrismus des Rechts korrigiert werden könnte. Hier bietet die Autorin des Kapitels, Anja Schmidt, die Strategien des „geschlechtsspezifischen Rechts“ (Tove Stang Dahl, Andrea Maihofer), der „Androgynisierung des Rechts“ (Selma Sevenhuijsen) und der „Auflösung des Rechts“ an. Zu der letzteren Strategie fehlt bislang eine schlüssige Strategie (Anklänge finden sich bei Sevenhuijsen oder auch bei der eher Differenz betonenden Malin Bode), jedoch fordern diverse Theorievertreterinnen, dass Materien der Gerechtigkeit stärker diskursiv behandelt werden sollten und das Gewicht vom Recht in die Politik – verstanden in einem weiten Sinne – verschoben werden könnte.

Eine weitere Grundannahme, die problematisiert wird, ist die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre im Recht, also zwischen öffentlichem und privatem Recht (72 ff.). Geschichtlich diente Recht bis weit ins 20. Jahrhundert dazu, Männern die öffentliche Sphäre zuzuweisen und ihnen Frauen in der privaten Sphäre unterzuordnen. Dieses Hierarchisierungskonzept ist vor allem verbunden mit der Institution Ehe und ihrer rechtlichen Verfassung. Die feministische Kritik an der Sphärentrennung geht nun – anders als lange Zeit in der bewegungsorientierten Diskussion – pragmatisch mit der Trennung um und will sie nicht völlig beseitigen. Sie versucht vielmehr durch die Stärkung von grundrechtlichen Elementen, insbesondere des Gleichheitssatzes (vgl. Susanne Baers Texte), die Rechtsdogmatik des Schutzes der Privatsphäre so zu modifizieren, dass auch im Privaten die wehrhaften Instrumente des Öffentlichen zur Verfügung stehen. Der Staat könne auf diese Weise verpflichtet werden, durch sein Recht Hierarchisierungen im Privaten zu bekämpfen.

Dilemmata ohne einfache Auswege

Als drittes problematisches Paradigma (auch) der (feministischen) Rechtswissenschaft identifiziert Anja Schmidt die Konstruktion der Geschlechtsrollen im Recht. Konstatiert wird ein „feministisches Dilemma“ (S. 76), weil das Recht – entsprechend seiner Funktion – ganz besonders „normierend“ wirke und somit sogar dann die Konstruktion dichotomer Geschlechtsrollen verstärke, wenn es ansetzt, Benachteiligungen zu vermeiden und auszugleichen. Mit Judith Butler wird aber nicht nur das feministische Dilemma ins Visier genommen, sondern auch das Problem der Konstruktion des freien Subjekts. Denn nach Butler ist die Autonomie des Subjekts, die Ausgangspunkt liberaler Theorien ist, ebenfalls konstruiert. Hier ergibt sich die Gefahr, dass sich unsere allgemeinen normativen Maßstäbe für Gerechtigkeit aus derlei fiktiven und konstruierten Subjektannahmen speisen und daher partikular verzerrt und essentialistisch sind. Anja Schmidt bezweifelt, ob Susannes Baers Versuch, dem Dilemma zu entgehen, indem sie dem Recht die Aufgabe zuschreibt, gesellschaftliche Hierarchisierungen zu verhindern, nicht aber Wirklichkeit umfassend nach einem Idealbild zu regeln, ganz und gar überzeugend sei. Denn auch Baer (und wir alle) könnten vermutlich nicht auf ein solches Idealbild des Menschen für das Recht verzichten. Benachteiligungen werden erst an einem einheitlichen Vergleichsmaßstab sichtbar. Zudem müssten die Benachteiligten als solche beschrieben und damit auf Merkmale festgelegt werden (77). Das Dilemma bleibt also ein solches. Daher gibt das Buch keine eindeutigen Antworten. Vielmehr wird immer wieder deutlich, z.B. im Resümee der beiden Herausgeberinnen (Kap. XIII), dass feministische Rechts- und Gesellschaftskritik die Fähigkeit haben muss, die Entwicklungen von einer Metaebene (selbst)kritischer Reflexion über die Prozesshaftigkeit der Rechtsentwicklung und die Dialektik der feministischen Kritik zu betrachten. Im dekonstruktivistischen Sinne plädieren Foljanty und Lembke gegen vermeintliche Eindeutigkeiten und für eine große Vielfalt von Denk- und Handlungsweisen, die trotz weiterhin behaupteter Geschlechtergrenzen im Einzelnen genutzt werden könnten (246).

Lena Foljanty, Ulrike Lembke (Hg.) 2006: Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch. Baden-Baden: Nomos, 357 S., ISBN 978-3-8329-2235-1.

Torsten Niechoj, Marco Tullney (Hg.)

Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie

ORTRUN BRAND

Wie lassen sich hierarchisch strukturierte Geschlechterverhältnisse durch ökonomische Ansätze erklären? Setzen sich ökonomische Theorien mit der Geschlechterproblematik auseinander und wenn ja, wie? Diese Fragen stehen im Zentrum des Sammelbands von Torsten Niechoj und Marco Tullney. Geschlechterverhältnisse sind, so die Herausgeber, konstitutiv für die Art und Weise der wirtschaftlichen Beziehungen innerhalb der Gesellschaft, wirken aber auch – oftmals verdeckt – konstitutiv für ökonomische Theorien. Um diesen verdeckten Spuren nachzugehen, sind die ersten drei Beiträge des Bandes der Auseinandersetzung mit gängigen Theorien der Ökonomie gewidmet, von der Haushaltsökonomie und den *new home economics* von Gary S. Becker über Neo-Institutionalismus bis hin zu marxistischen Ansätzen.

Die Herausgeber des Bandes zeichnen im ersten Beitrag nach, wie und an welchen Punkten in gängigen ökonomischen Theorien Geschlechterverhältnisse relevant sind. Zudem betrachten Niechoj und Tullney die realen Betroffenheiten der Geschlechter durch Produktion und Reproduktion und setzen sich in diesem Zusammenhang mit der Frage auseinander, inwiefern ein Geschlecht dadurch benachteiligt ist. Im Weiteren lenkt der Beitrag der Soziologin Maria Funder den Blick auf die Leerstelle der Geschlechterverhältnisse in der Wirtschaftssoziologie. Entweder wirken, wie das Beispiel der Haushaltsökonomie zeigt, gängige Betrachtungen verengend, da sie Geschlecht ausblenden, oder sie reduzieren die Bedingungen und Funktionsweisen von Geschlechterverhältnissen auf ökonomische Rationalitätsannahmen. Auch der derzeitige Institutionalismus erfasse nur unzureichend die Ausmaße der Geschlechterperspektive, so dass nach Funder eine Theorieneuentwicklung vonnöten sei, die akteursorientierte und strukturelle Komponenten vereine. Im Zentrum der Ausführungen von Frigga Haug steht die marxistische Theorie und ihre Ansätze und Defizite im Hinblick auf die Geschlechterdimension. Der Beitrag zeichnet dabei detailliert nach, wo und wie sich Marx und Engels mit der Sphäre der Reproduktion und der Frauenarbeit auseinandersetzen. Dabei kritisiert Haug u.a., dass Marx und Engels die Geschlechterverhältnisse nicht durchgängig als ökonomische Verhältnisse betrachtet hätten (77, 81f.).

Nach dieser theoretisch gelagerten Debatte wendet sich der Band der Auseinandersetzung mit einzelnen Politikfeldern zu, in denen die Dimensionen von Geschlecht in den ökonomischen Verhältnissen hervortreten. Ulla Knapp betrachtet Beschäftigungs- und Arbeitsmarktpolitik, Lutz C. Kaiser widmet sich der Frage „Vom Leit zum Streitbild: Normalarbeitsverhältnis – quo vadis?“, Astrid Ziegler untersucht Differenzierung und Diskriminierung beim Erwerbseinkommen, Mechthild Veil analysiert die Rentenreform 2001, Simone Leiber die Gesundheitspolitik und Mascha Madörin plädiert abschließend für eine eigene Theorie der Care-Ökonomie. Die

detailreichen Beiträge des Bandes bieten einen empirisch fundierten Überblick über die einzelnen Politikfelder. Daneben erscheinen mir insbesondere die Artikel von Kaiser und Madörin lesenswert. Kaiser leistet eine statistisch basierte Analyse der Frage, ob und inwiefern die These der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses haltbar ist. Er gelangt nach historischer und empirisch-statistischer Betrachtung zu dem Schluss, dass die „Dichotomisierung von Erwerbsarbeit als Normalarbeitsverhältnis und ökonomischer Inaktivität [=Hausfrauenstatus] (...) jedoch nur für den kurzen, von harten ökonomischen Krisen noch nicht betroffenen Zeitraum der 1960er und frühen 1970er Jahre empirische Gültigkeit“ (168) besaß. Die vor allem ab den 1980er Jahren häufig diagnostizierte „Krise des Normalarbeitsverhältnisses“ sei erst zeitverzögert als „Krise der gängigen Fiktion von gender-segmentierten Erwerbsperspektiven“ (170) wahrgenommen worden. Während der 1990er Jahren könne man mit Blick auf Vollzeit- und Teilzeitarbeit nicht von einer (quantitativen) Erosion des Normalarbeitsverhältnisses sprechen. In weiteren Berechnungen auf Basis des Europäischen Haushaltspanels stellt er, fünf westeuropäische Staaten vergleichend, fest, dass die Frage der Erwerbsoptionen oder des Übergangs von Vollzeit- in Teilzeitarbeitsverhältnisse weitaus differenzierter zu betrachten ist, als es die These von der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses vermuten lässt. Die Erwerbsmuster von Männern hätten Bestand, hinzu geselle sich ein verstärktes Erwerbsstreben von Frauen, was sich, bedingt durch Opportunitätskosten bei Verzicht auf Berufstätigkeit, am ehesten im Bereich der Teilzeitarbeit realisieren lasse. Ein solches Ergebnis ist zumindest diskussionswürdig.

Madörin, als Ausnahmefall unter den AutorInnen das Metier der Journalistin vertretend, stellt sich in ihrem Beitrag der Frage, warum „die Entwicklung einer Theorie der Care-Ökonomie als eigenständiger Theoriebereich (...) als wesentlicher Teil feministischer Wirtschaftstheorien (...) unumgänglich ist“ (279). Hauptgrund für eine solche eigenständige Theorie ist Madörin zufolge die immense Wertschöpfung sowie den hohen Anteil von Care-Tätigkeiten an allen Erwerbs- und Nichterwerbstätigen. Dass dies weit mehr als die Hälfte ist, zeigt die Autorin anhand von Schweizer Mikrodaten auf. Dieses Plädoyer für einen eigenen Theorieansatz bietet sowohl Ansatzpunkte wie auch Herausforderung für Weiterentwicklungen.

Der Sammelband von Niechoj und Tullney liefert einen relativ umfassenden Überblick über verschiedene Ansatzpunkte und Ansatzweisen, Geschlechterverhältnisse ökonomisch und Ökonomie aus Geschlechterperspektive zu betrachten. Ins Auge springt jedoch, dass der Bereich der internationalen Beziehungen vernachlässigt wird – Entwicklungen wie die global care chain finden lediglich in einzelnen Absätzen Beachtung. Darüber hinaus bietet der Band jedoch durch seinen umfassenden Ansatz einen hervorragenden Einstieg in das Thema, was ihn m. E. insbesondere für den Einsatz in Lehrveranstaltungen empfiehlt. Last but not least zeichnet sich das Buch durch besonders gute Verständlichkeit und Lesbarkeit aus.

Torsten Niechoj, Marco Tullney (Hg.), 2006: *Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie*. Marburg: Metropolis, 305 S., ISBN 3-89518-543-4.

Meike Lemke, Cornelia Ruhe, Marion Woelki, Béatrice Ziegler (Hg.)

Genus oeconomicum – Ökonomie – Macht – Geschlechterverhältnisse

GABRIELE WILDE

Mit der Frage nach dem Geschlecht der Ökonomie, die im Zentrum des Sammelbandes steht, verbinden die Herausgeberinnen verschiedene Erkenntnisinteressen. Zum einen geht es Meike Lemke, Cornelia Ruhe, Marion Woelki und Béatrice Ziegler darum, das rational und geschlechtsneutral handelnde und behandelte Individuum als eine von der ökonomischen Forschung konstruierte Fiktion (10) zu entlarven, die bis heute der theoretischen Begründung männlich dominierter Gesellschafts- und Wirtschaftsordnungen dient. Zum anderen geht es in den Beiträgen um die Analyse der institutionellen Rahmenbedingungen und „Auswirkungen neoliberaler und globalisierender Prozesse für die Konstruktion von Geschlechterverhältnissen“ (12). Ziel dabei ist, Veränderungen der Geschlechterordnungen sowie Möglichkeiten der Teilhabe von Frauen und Männern am Prozess der Globalisierung kritisch zu analysieren und eine Neubewertung sowohl privater als auch öffentlicher Räume vorzunehmen.

In den Beiträgen, die auf eine internationale Tagung an der Universität Zürich im Februar 2005 zurückgehen, wird das Geschlecht der Ökonomie auf drei Ebenen sichtbar gemacht: Im Zentrum des ersten Teils zu „Ökonomische Identitätskonzepte und Macht“ steht die Frage nach den Konstitutionsbedingungen männlicher Hegemonie in ökonomischen Theorien und Praxisfeldern. Die Auseinandersetzung mit den erkenntnisleitenden Fragen, welchen Einfluss ökonomische Entwicklungen auf männliche und weibliche Identitätsbildung, auf die soziale und politische Konstruktion von Geschlechterrollen sowie auf die Verteilung von Macht in sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Verhältnissen nehmen, erfolgt mit Blick auf unterschiedliche Bereiche. Sie erstrecken sich von der ökonomischen Theoriebildung über das unternehmerische Handeln als Projektionsfeld moderner Männlichkeit (Irene Bandhauer-Schöffmann) und den Nexus von finanzieller und sexueller Potenz in der Literatur von Tom Wolfe (Eva Boesenberg) bis zur Analyse des ökonomischen Strukturwandels in postkommunistischen Gesellschaften am Beispiel Bulgariens (Petia Genkova/Johann Schneider).

Der zweite Teil befasst sich mit der Frage, inwieweit ökonomische Handlungsräume eine geschlechtsspezifische Struktur aufweisen bzw. in welcher Form neoliberale und wirtschaftliche Prozesse zu einer geschlechtsspezifischen Restrukturierung gesellschaftlicher und sozialer Räume beitragen. Beleuchtet werden dazu die geschlechtsspezifische Einbettung und Strukturierung ökonomischer Handlungsfelder des Wirtschaftssektors (Gudrun Lachenmann), dort herrschende Einkommensunterschiede zwischen den Geschlechtern (Margareta Kreimer), die steuerungs- und gesamtwirtschaftlichen Effekte von Rankings und Evaluationen im Bildungsbereich (Sonja Lück/Manfred Kraft), aber auch verborgene Mechanismen der horizontalen und ver-

tikalen Segregation im Wissenschaftsfeld (Yvonne Jännchen).

Im dritten Teil wird das Subjekt der Ökonomie in den ungleichen Handlungsmöglichkeiten von Frauen aufgespürt. Im Gegensatz zu denjenigen Ansätzen der ökonomischen Literatur, die den Begriff der Diskriminierung ausblenden (Doris Weichselbaumer), verstehen die Autorinnen auf der Grundlage eines geschlechtskategorialen Ansatzes die Handlungsmöglichkeiten von Frauen als geschlechtsspezifisch kodierte Praxen. Die dort eingelassenen Mechanismen und Strategien werden in den einzelnen Beiträgen etwa am Beispiel des Karriereverhaltens (Susanne Günther), der Unternehmensnachfolge (Ilona Ebberts) und der Unternehmensführung (Katarina Kolarova), am Umgang mit Geld und Finanzen (Brigitte Wrede) bis hin zum Gender- und Diversitätsmanagement in Organisationen (Roswitha Hoffmann) offen gelegt. Besonders aufschlussreiche Erkenntnisse zum „Geschlecht der Ökonomie“ vermittelt das Buch dort, wo auf einschlägige theoretische Konzepte zur Analyse neoliberaler und ökonomischer Transformationsprozesse etwa von Pierre Bourdieu, Michel Foucault oder Antonio Gramsci zurückgegriffen wird. So fokussiert Andreas Weber in seinem Beitrag „Über männliche Subjekte, die Angst vor Kontrollverlust und den Willen zum Nicht-Wissen“ (21 ff.) die in den Wirtschaftswissenschaften dominante „Theorie des Homo oeconomicus“ (26). Das dort eingelassene Subjektverständnis, das einer absolutistischen Denklogik folge (26), indem es kognitive, normative und affektive Subjektstrukturen als eine anthropologische geltende Konstante setzt, analysiert er als Ausdruck einer „Verbetriebswirtschaftlichung des männlichen Körperverhältnisses“ (31), die entscheidend zur Konstitution hegemonialer Männlichkeit in ökonomischen Theorien und Praxisfeldern beitrage. Dass zu deren Analyse jedoch noch weitere vor allem diskursive Mechanismen notwendig sind, die im wissenschaftlich-theoretischen Diskurs zur neoliberalen Transformation von Staat und Ökonomie etwa mit dem Begriff der Hegemonie umschrieben werden, zeigt der Beitrag von Jürgen Budde zu den „Legitimationsstrategien männlicher Herrschaft“ (37 ff.). Eine weitere diskursive Strategie, die eine regressive und geschlechterpolitisch reaktionäre Form männlicher Identitätsbildung in der Ökonomie begünstigt, hat Michel Foucault mit seinem Begriff der Gouvernamentalität umschrieben. In ihrem Beitrag zu „Management des Selbst und Psychopolitik. Gouvernamentalitätstheoretische Überlegungen zu Subjektivierung von Arbeit und Geschlechterverhältnissen“ (49 ff.) reflektiert Alexandra Rau den Formwandel der Erwerbsarbeit und der Ware Arbeitskraft vor dem Hintergrund der Psychopolitik als eine neue heterogene und diskontinuierliche Form des Regierungshandelns, die sich „auf die Führung und Bearbeitung der Technologie des Selbst beziehen und im Modus der Psyche mit Herrschaftstechniken vermittelt werden“ (57). Aktuell führt dieser Diskurs aus der Sicht von Rau zu einer „Feminisierung von Arbeit“ (50), die jedoch – so ihr Ergebnis – kaum mit mehr Chancen für Frauen verbunden ist, sondern vielmehr zu einer Re-maskulinisierung der Lebensführung führt.

In eine ähnliche Richtung weisen schließlich auch die Erkenntnisse von Gabriele Michalitsch, die sich in ihrem Beitrag „Privatisiert. Geschlechterimplikationen neoliberaler

raler Transformation“ (119 ff.) mit der neoliberalen Transformation von Öffentlichem und Privatem und den damit verbundenen Folgen für Frauen auseinandersetzt. Die Verwendung des foucaultschen Ansatzes ermöglicht hier die Unterscheidung von fünf Dimensionen einer Politik der Privatisierung, die von entsprechenden Denkweisen und Diskursen begleitet wird, womit unterschiedliche Effekte auf Geschlecht und Geschlechterverhältnisse verbunden sind. Vor diesem Hintergrund kann sie schließlich überzeugend darstellen, dass die mit einer Politik der Reduktion öffentlicher Verantwortung einhergehende Konstitution des unternehmerischen und konkurrenzzielten Subjekts auf semi-privatisierte Öffentlichkeiten beschränkt ist und mit Männlichkeit verknüpft bleibt.

Doch zeigt sich das Geschlecht der Ökonomie nicht nur in Gestalt hegemonialer Männlichkeit. Dass mit der Privatisierung und der Herausbildung informeller Strukturen in den ökonomischen Handlungsräumen neben den Risiken auch Chancen für die Gleichstellung von Frauen verbunden sind, zeigt der Beitrag von Sibylle Hardmeier zur „Legitimation der Macht: Risiken und Chancen in der postnationalen Demokratie aus geschlechtersensibler Sicht“ (105 ff.). Einerseits kommt auch sie zu der Erkenntnis, dass die unter den Bedingungen der Globalisierung und Ökonomisierung zunehmende Ausdehnung des informellen Sektors in der Wirtschaft und informeller Entscheidungsformen die Möglichkeiten demokratischer Teilhabe insbesondere der Frauen erheblich verändern und erschweren. Verantwortlich dafür macht sie deren Zuständigkeiten in der Reproduktion bzw. im informellen Sektor, die sich der theoretischen Bearbeitung durch das Konzept der Output-Legitimität als neuer Modus der Ökonomie und politischer Machtsicherung bislang versperren. Andererseits sieht sie aber auch im Aufkommen internationaler Netzwerke wie der „Konvention zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung von Frauen (CEDAW)“ eine Stärkung politischer Teilhabe und Einflussnahme von Frauen, indem diese Organisationen die Legitimität der Forderungen lokaler und nationaler Frauengruppen stützen (111).

Neben den Beiträgen, welche die Ökonomisierung von Geschlechterverhältnissen vor dem Hintergrund globaler und politischer Transformationsprozesse aufzuzeigen versuchen, umfasst der Sammelband eine weitere Anzahl von Beiträgen, die sich in ihren Ausführungen eher auf sektorale Bereiche – meist gestützt auf empirische Analysen – beschränken. Dazu gehört der Beitrag von Sonja Lück und Manfred Kraft, die sich unter dem Stichwort „Hochschulökonomie“ mit den steuerungs- und gesamtwirtschaftlichen Effekten von Rankings und Evaluationen im Bildungsbereich (145 ff.) auseinandersetzen, ebenso wie die Untersuchung von Margareta Kreimer, die den „Stillstand beim Einkommensunterschied zwischen den Geschlechtern“ (159 ff.) als Ergebnis eines Zusammenwirkens vieler Mechanismen am Arbeitsmarkt sieht, die von unterschiedlichen AkteurInnen in einem kontinuierlichen Ablauf von Handlungen und Interaktionen produziert und reproduziert werden.

Einsichten in Formen und Praktiken geschlechtsspezifischer Diskriminierung etwa von Unternehmerinnen (Ilona Ebberts), auf dem Arbeitsmarkt (Stephanie Steinmetz) oder in Beschäftigungsgruppen (Angelika Schmidt) geben vor allem diejenigen Bei-

träge, die sich im dritten Teil mit den Grenzen der Handlungsmöglichkeiten von Frauen beschäftigen. Auch wenn man sich hier mitunter eine stärkere Bezugnahme auf relevante theoretische Erklärungsansätze, mindestens aber mehr Verweise auf die anderen Texte des Sammelbandes gewünscht hätte, geben die Beiträge dennoch einen guten Einblick in Zusammenhänge und Strategien, die im Prozess der neoliberalen Transformation von Geschlechterordnungen wirken. So handelt es sich insgesamt betrachtet um ein wichtiges Buch, das, wenngleich nicht systematische, so doch erste grundlegende Rahmenbedingungen für eine Ökonomie der Geschlechterverhältnisse formuliert.

Meike Lemke, Cornelia Ruhe, Marion Woelki, Béatrice Ziegler (Hg.), 2006: *Genus oeconomicum – Ökonomie – Macht – Geschlechterverhältnisse*. Konstanz: UVK, 305 S., ISBN 3-89669-567-3.

Regina-Maria Dackweiler (Hg.)

Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten

HEIKE KAHLERT

Kann die feministische Ungleichheitsforschung von der Elitesozioologie profitieren? Ursula Hornung beantwortet diese Frage, die programmatisch für den anregenden Sammelband der Bielefelder Sozialwissenschaftlerin Regina-Maria Dackweiler ist, mit einem klaren „nein“: Der Einstieg in das elitesozioologische Denken impliziere für die geschlechtertheoretisch aufgeklärte Ungleichheitsforschung einen „Paradigmenwechsel“ (29), der weg von einem kapitalismuskritischen, geschlechter- und klassenanalytisch orientierten Erkenntnisinteresse und den damit verbundenen Grundannahmen hin zu modernisierungstheoretischen, system- und/oder handlungstheoretisch akzentuierten Konzepten funktionaler sozialer Differenzierung führe und auf eine aufklärerisch-emanzipatorische Diskussion verzichte.

Dackweiler will mit dem vorliegenden Sammelband „eine doppelte Denkbewegung feministischer Theorie und Politik“ (20) aufgreifen: Aus der Perspektive der Geschlechtergerechtigkeit reflektieren die Beiträge zum einen kritisch die anhaltend eingeschränkte Partizipation von Frauen in Spitzenpositionen in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik. Dabei wird auch gefragt, welche Frauen unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen teilhaben an einem differenzierten Netzwerk der Macht und welchen Einfluss dies auf die Geschlechterverhältnisse und die symbolische Geschlechterordnung als zentrale Dimensionen eines komplexen Herrschaftsgefüges hat. Zum anderen will die Herausgeberin „einen kontroversen Dialog innerhalb feministischer Frauen- und Geschlechterforschung über den (...) Anschluss an Elitendenken und Elitepolitik initiieren“ (20), denn die auch in der Frauen- und Geschlechterforschung aufzufindende affirmative Rede von einer geschlechterneutralisierten

„Funktions“-, „Positions“- oder „Leistungselite“ stehe im Widerspruch zu feministischen Analysen, die den Zusammenhang der Kategorien Klasse, Geschlecht, Hautfarbe und Ethnizität, sexueller Orientierung, Behinderung und Alter als Dimensionen der Privilegierung und Ungerechtigkeit zu erfassen suchten. ProtagonistInnen eines feministischen Elitedenkens und Kritikerinnen dieser Position nehmen diese „doppelte Denkbewegung“ in neun theoretischen und empirischen Beiträgen zu drei sozialen Feldern auf.

Für das Feld der Ökonomie zeigt Susanne Schunter-Kleemann zunächst für drei Kernländer des Kapitalismus (Frankreich, England und Deutschland), dass Topmanagerinnen „eine rare Spezies“ (51) sind. Tomke König setzt sich mit den Gattinnen von Topmanagern auseinander, die sich ihren empirischen Analysen zufolge als „weiblicher Teil einer gesellschaftlichen Elite“ (79) begreifen und dabei mit großer Selbstverständlichkeit die geschlechtliche Arbeitsteilung, vertikale soziale Ungleichheit zwischen Frauen und die binäre Geschlechterordnung reproduzieren. Zuletzt skizzieren Christine Wimbauer, Annette Henninger, Markus Gottwald und Annegret Künzel ein Forschungsdesign zu Doppelkarriere-Paaren, die sie als „aktuelle oder potenzielle Mitglieder der ‚Funktionseelite‘“ (88) und als besonders interessant für die Analyse von Wandel und Persistenz sozialer Ungleichheiten in Paarbeziehungen jenseits des „Anderthalb-Personen-Modells“ ansehen.

Für das Feld der Wissenschaft stellt Sigrid Metz-Göckel einleitend das „reflexive Eliteverständnis“ (121) der „Internationalen Frauuniversität, Technik und Kultur“ (ifu) während der Weltausstellung 2000 dar, in dessen Kontext die feministische Diskussion über Elite(n) in Deutschland um sich zu greifen begann. Das Eliteverständnis der „ifu“ beruhe mit seiner Orientierung an der globalen Perspektive und an der Genderperspektive auf der Vernetzung gebildeter Menschen aller Kontinente und nutze dieses soziale Kapital als herrschaftskritische Gegenstrategie. Sünne Andresen argumentiert hingegen, dass sich der Kampf für den Abbau von sozialer Ungerechtigkeit und die Befürwortung eines – wie auch immer modifizierten – affirmativen Elitekonzepts in Bildung und Wissenschaft ausschließen. Eine herrschaftskritische Frauen- und Geschlechterforschung müsse ohne dieses Konzept auskommen. Auf der Basis empirischer Ergebnisse zu Karrierebedingungen von NachwuchswissenschaftlerInnen dekonstruiert Sandra Beaufaÿs schließlich den „neuen, an Meritokratie geknüpften Elitediskurs“ (147) und rückt die soziale Dimension von Leistung als sozialer Prozess der Zuschreibung von Anerkennung in den Fokus.

Für das Feld der Politik zeichnet Ingrid Reichart-Dreyer eingangs die Karrierebedingungen von Politikerinnen nach und legt einen Schwerpunkt auf den Aufstieg von Frauen in Spitzenämter der CDU. Dabei erscheint Angela Merkel als frauenförderliche Spitzenpolitikerin, unter der u.a. ein vorläufiger Höhepunkt der Partizipation von Frauen an Ministerämtern erreicht worden sei. Frigga Haug prüft abschließend die Renaissance von Hannah Arendts politischer Theorie im Feminismus, dessen „euphorische Rezeption“ (186) sie als ein Barometer für die Zustimmung zu einem feministischen Elitedenken ansieht.

Die dem anspruchsvollen Buchkonzept zugrunde liegende und in einigen Beiträgen explizit vertiefte These lautet, dass „Kurskorrekturen“ (Gudrun-Axeli Knapp) und -veränderungen innerhalb feministischer Forschung und Politik im Kontext der Verschiebungen gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse seit den 1980er Jahren als Begründungen für den Anschluss der feministischen Forschung an Elitendenken und Elitepolitik aufgesucht werden könnten. (Feministisches) Elitendenken und Elitepolitik sind demnach im Erstarken neoliberaler Positionen verankert, die auch den Feminismus selbst verändert haben. Die scharfsinnigen Analysen lassen jedoch leider zumeist den Blick „nach vorn“ vermissen: Eine nostalgische Rückbesinnung auf den Beginn der Zweiten Frauenbewegung und die Zeit vor dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Gesellschaften, als das „Verlangen nach Gleichheit“ (190) noch die feministische Politik zu bestimmen schien, scheint ebenso wenig zukunftssträchtig wie der im hierarchisierenden Differenzdenken verortete feministische „Anschluss“ an Elitendenken und Elitepolitik. Am ehesten „nach vorn“ weisend ist Andreassens Beitrag, die unter Rückgriff auf Gramscis Konzept der „organischen Intellektuellen“ vorschlägt, auf kritischer Distanz zum Elitekonzept zu bleiben und sich zu vergegenwärtigen, „dass der Elitediskurs ein ideologisches Instrument der Reproduktion und Legitimation von sozialer Ungleichheit (nicht nur) zwischen den Geschlechtern ist. Die zentrale Aufgabe einer kritischen Frauen- und Geschlechterforschung bestünde aus dieser Perspektive darin, diesen Zusammenhang zu verbreiten und gesellschaftlich wirksam werden zu lassen“ (141f.). Wie diese gesellschaftliche Wirksamkeit konkret zu befördern wäre, bleibt jedoch offen.

Können es sich feministische Wissenschaftlerinnen angesichts des um sich greifenden Elite- und Exzellenzdiskurses wirklich leisten, nur den aufklärerisch-emanzipatorischen Zeigefinger zu heben, sich aber ansonsten vornehm zurückhalten? Die Position der feministischen Eliten- und Herrschaftskritik scheint edel, doch trägt sie angesichts real bestehender gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse tatsächlich zur Veränderung des Kritisierten bei? Wie soll und kann nach dem Ende der staatssozialistischen Gesellschaften, die im Übrigen auch ihre – mehrheitlich männlichen – Eliten hegten und pflegten, eine auf Gleichheit basierende gesellschaftliche Utopie aussehen? Worin könnten feministische Beiträge auf dem Weg dorthin bestehen? Diese Fragen werden in den Beiträgen leider nicht in den Blick genommen. Auch die verwendeten Elite(n)begriffe werden nicht immer analytisch sorgfältig geklärt – so werden im vorliegenden Band etwa Elite(n) und Exzellenz umstandslos gleichgesetzt bzw. verschiedene, zum Teil unvereinbare Elitekonzepte im Singular und Plural vermengt. Dennoch enthält der Sammelband erhebliches Potenzial und Material für einen niveauvollen Streit über feministische Positionen, Visionen und Politiken zu, über und vielleicht sogar mit Elite(n) im Kontext von Gleichheit und Differenz der Geschlechter, aber auch zwischen Frauen.

Regina-Maria Dackweiler (Hg.), 2007: *Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 209 S., ISBN 978-3-89691-219-0.

Uta Klein

Geschlechterverhältnisse und Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union

ISABEL OTTO

Bis heute wird die Gleichstellungspolitik der Europäischen Gemeinschaft in der öffentlichen Diskussion wenig zur Kenntnis genommen, obwohl sie zu notwendigen Reformen in Deutschland geführt hat. Und auch im „mainstream“ der Politikwissenschaft, Soziologie und Rechtswissenschaft spielen Geschlechteraspekte der europäischen Integration und die Gleichstellungspolitik eine „nur marginale Rolle“ (1). Entsprechend lückenhaft sind auch die Informationen über das „Gendergemeinschaftsrecht“ und die Maßnahmen, die zum Abbau der Benachteiligung von Frauen führen sollen.

Diese Leerstelle will die Publikation von Uta Klein füllen. Konzipiert als Lehrbuch, versteht es sich zum einen als systematische Einführung in politik- und rechtswissenschaftliche Grundlagen sowie in soziologische Fragestellungen zur europäischen Geschlechterpolitik; zum anderen werden sowohl Errungenschaften und Fortschritte als auch Beschränkungen und Blockaden der Gleichstellungspolitik kritisch betrachtet. Nachdem die Autorin die Entwicklung der europäischen Sozialpolitik in ihren Grundzügen dargelegt hat (Kap.2) stellt sie im dritten Kapitel die für die Gleichstellungspolitik wesentlichen Organe und Instrumente vor (Kap.3), um anschließend die Phasen des europäischen Gleichstellungsrechtes darzustellen (Kap.4). Im fünften Kapitel werden die Strategien, Ziele und Konzepte der Gleichstellungspolitik, getrennt nach rechtlichen und politischen Strategien und Zielen, vertieft behandelt. Danach erfolgt, anhand von empirischen Daten, ein Einblick in die Geschlechterverhältnisse im europäischen Vergleich (Kap.6) sowie eine Übersicht über Wohlfahrtsstaatssysteme und die Konsequenzen, die sich aus dem Transformationsprozess seit den 1990er Jahren für die Geschlechterverhältnisse in den mittel- und osteuropäischen Staaten ergeben (Kap.7).

Vor diesem Hintergrund beschreibt Klein die Gleichstellungspolitik der europäischen Union als ein zweischneidiges Schwert: Sie ist Erfolgsmodell und Baustelle zugleich. Zählt auf der einen Seite die „Gleichstellung von Frauen und Männern [...] zu den Werten der Europäischen Union“ (216), so wird auf der anderen Seite deutlich, dass Umsetzungsbestimmungen und Instrumente in den Ländern – je nach Geschlechterarrangements – nur vereinzelt vorhanden sind und nur bestimmte Politikbereiche berühren.

Als Motor für die Entwicklung der Gleichstellungspolitik erweist sich für Klein vornehmlich die Lobby-Arbeit europäischer und nationaler Frauenbewegungen: „Der Einfluss frauenpolitischer Gruppen auf Programme und Maßnahmen der Gleichstellungspolitik gehört zur Entwicklung einer europäischen Zivilgesellschaft unmittelbar dazu [und] stärkt die Legitimität der Politik (...)“ (220). Tatsächlich jedoch wäre in

diesem Zusammenhang eine kritischere Betrachtungsweise wünschenswert gewesen. Denn dass Nichtregierungsorganisationen (NGOs) zu einer transparenteren, legitimeren und demokratischeren Politik beitragen und somit Träger einer demokratischen Zivilgesellschaft werden, ist im wissenschaftlichen Diskurs keineswegs unumstritten. Zwar räumt Klein ein, dass Frauenorganisationen „in gewisser Weise Expertinnen und Experten“ sind (98) und die EU-Politik über einen Elitendiskurs hinaus gehen muss, jedoch bleibt unklar, inwieweit Frauenorganisationen und NGOs tatsächlich Ausdruck einer „Demokratisierung“ europäischer Politik darstellen oder aber bereits Teil einer neuen neoliberalen Durchdringung von Staat, Gesellschaft und Politik sind.

Nachdenklich stimmen die Ergebnisse der Autorin hinsichtlich der Einstellungsmuster zu Gleichstellungsfragen, die sich in einer Rückkehr zu traditionellen Geschlechterrollen in den Transformationsstaaten manifestieren. Hier ist es interessant zu sehen, dass in Ostdeutschland die Vereinbarkeit von Vollzeitberufstätigkeit und Familie auf Zustimmung stößt, während Frauen aus anderen ehemaligen sozialistischen Staaten eher den Rückzug zur weiblichen Familienrolle bevorzugen. Ob und wie sich dieser „Backlash“ auf die Europäische Gleichstellungspolitik auswirkt, bleibt allerdings abzuwarten. Gegenwärtig jedenfalls scheint es, als würden die konservativen Tendenzen in Westdeutschland, die sich u. a. in der starken Ablehnung von außerfamiliärer Betreuung im Vorschulalter (207), der Beschäftigungsrate (149) und dem Gehaltsgefälle (150) zeigen, eine Stärkung erfahren.

Insgesamt betrachtet vermittelt das Lehrbuch von Uta Klein fundiertes Basiswissen in einem ausgewogenen Verhältnis von theoretischen Grundlagen und empirischen Bestandsaufnahmen der europäischen Gleichstellungspolitik. Dazu gehört, dass sowohl zentrale Begriffe – etwa Diskriminierung und Gleichheit – als auch grundlegende Konzepte der europäischen Gleichstellungspolitik (Lohngleichheit, Diskriminierungsabbau und Gender Mainstreaming) vorgestellt werden, aber auch theoretische Grundannahmen, die sich hinter den Strategien der Frauenförderung, Gleichstellungspolitik und Gender Mainstreaming verbergen, einer kritischen Reflexion nicht entkommen. Besonders anschaulich wird dieses Lehrbuch durch zahlreiche Beispiele und Falldarstellungen, die Verfahrensarten, Instrumente oder rechtliche Strategien illustrieren. Die einzelnen Kapitel werden durch Querverweise miteinander in Bezug gesetzt, dabei zentrale Begriffe besonders hervorgehoben. Abgeschlossen werden die einzelnen Abschnitte mit Hinweisen auf weiterführende Informationen und Literatur. Wichtige Artikel aus den Verträgen bzw. Richtlinien der EU werden in einem schattierten Rahmen wiedergegeben und dort auch Definitionen extra kenntlich gemacht. Am Ende des Buches findet sich ein umfangreicher Informationsteil, der Aufschluss über weibliche, deutsche Abgeordnete im europäischen Parlament gibt, über die wichtigsten Richtlinien informiert, sowie Datenbanken, Internationale Organisationen und Zeitschriften bzw. Newsletter auflistet. Abgerundet wird dieses Lehrbuch mit einem Glossar, das zentrale Begriffe aus der Gleichstellungspolitik erläutert. Uta Klein ist es damit gelungen, in relativ kompakter Form

ein umfangreiches Lehrbuch zu konzipieren, das eine gute Orientierung über die Gleichstellungspolitik der Europäischen Union gibt und auch als Grundlage für weiterführende Studien hilfreich ist.

Uta Klein, 2006: Geschlechterverhältnisse und Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union. Akteure - Themen - Ergebnisse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 277 S., ISBN: 3-531-14384-0.

Silvia Federici

Caliban and the witch. Women, the body and primitive accumulation

BIRGIT ERBE

Historische Frauenforschung leistet einen wichtigen Beitrag in der Geschichtsschreibung von Frauen und stellt weithin akzeptierte Geschichtsbilder in Frage, indem sie verschleierte Macht- und Ausbeutungsstrukturen sichtbar macht. An diese Tradition knüpft Silvia Federici, seit 2005 emeritierte Professorin für International Studies and Political Philosophy an der Hofstra University in New York, mit ihrem Buch an.

Federici befasste sich bereits Anfang der 1980er Jahre mit der Epoche des frühen Kapitalismus und den Veränderungen im Prozess der gesellschaftlichen Reproduktion. Ein Lehrauftrag brachte sie 1984 bis 1986 nach Nigeria, wo sie vor Ort die Verhandlungen über ein Strukturanpassungsprogramm für Nigeria mit verfolgen konnte und gleichzeitig dessen Auswirkungen auf das Land erlebte. Zu ihrer Überraschung waren die Anpassungsprozesse in den Ländern des Südens an die Bedingungen des Weltmarkts Ende des 20. Jahrhunderts vergleichbar mit denen des 16. und 17. Jahrhunderts in Europa, wie beispielsweise die Vertreibung von Millionen von landwirtschaftlichen ErzeugerInnen von ihrem Land, neue Migrationsbewegungen, die Zunahme von Gewalt gegen Frauen und die Rückkehr von „Hexen“-Verfolgungen. Aufgrund dieser frappierenden historischen Parallelen stellte sich für Federici die Frage, was wir lernen können über die kapitalistische Entwicklung in der Vergangenheit und in der Gegenwart, wenn wir sie aus einer feministischen Perspektive beleuchten.

Ausgangspunkt ihrer Untersuchung ist das ausgehende Mittelalter. Im ökonomischen Leben waren Frauen gegenüber Männern noch weitgehend gleichberechtigt, sowohl was die Anerkennung ihrer Arbeit anbelangte als auch den gemeinschaftlichen Besitz. Insbesondere die Verantwortung für die Gesundheit und Reproduktion lag in den Händen von Frauen. Die Zeit war geprägt von starken sozialen Konflikten um die ökonomische Ordnung. Eines der Hauptinstrumente zur Durchsetzung des Kapitalismus wurde im 16. und 17. Jahrhundert – neben der Eroberung und Kolonisierung der „Neuen Welt“, dem Sklavenhandel und der Proletarisierung der bäuerlichen Be-

völkerung – die große Hexenverfolgung in Europa. Das ist Federicis Hauptthese, die sie ausführlich mit historischen Quellen belegt. Innerhalb von zwei Jahrhunderten wurden mehrere Hunderttausend Menschen als Hexen gefoltert und getötet – über 80 Prozent davon waren Frauen. Diese Gewalt sei nicht entfesselt worden, wenn sie nicht zur Durchsetzung neuer Machtstrukturen notwendig gewesen wäre. Aus dieser Perspektive beleuchtet Federici, wie mit Hilfe der Hexenjagd die Macht der Frauen gebrochen wurde, die häufig Anführerinnen von Aufständen waren; wie der kollektive Widerstand der Landbevölkerung respektive des Proletariats geschwächt wurde, indem Propaganda die Männer von den Frauen entfremdete; und schließlich wie Frauen wiederum durch Androhung massiver Strafen in eine neue weibliche Rolle als Reproduzentinnen von Arbeitskraft gezwungen wurden.

Federici erinnert in ihrer historischen Aufbereitung daran, dass „Weiblichkeit“ unter dem Deckmantel der biologischen Bestimmung in der kapitalistischen Gesellschaft eine Aufgabenteilung ist, nämlich für die Reproduktion der Arbeitskraft zu sorgen. Insofern ist Frausein nicht nur ein kulturell geprägtes Rollenverhalten, sondern in erster Linie eine soziale und ökonomische Strukturkategorie, die einer Klassenzugehörigkeit entspricht.

In fünf ausführlichen und kenntnisreichen Kapiteln zeichnet Federici die Geschichte des frühen Kapitalismus aus Geschlechterperspektive nach, wobei sie immer wieder Bezüge zu späteren Epochen und der Gegenwart herstellt. Es ist eine Geschichte der Herstellung des Geschlechtergegensatzes zwischen Männern und Frauen, die über 200 Jahre nicht nur philosophisch-kulturell, sondern auch durch soziale und ökonomische Deklassierung von Frauen und durch einen Krieg gegen die Welt der Frauen des Mittelalters – und zwar gegen das Leben der Frauen selbst und ihre Werte und Praktiken – etabliert wurde. Durch die Einbettung in die Geschichte des Kapitalismus zeigt Federici, dass der Geschlechtergegensatz eine Grundvoraussetzung für die Ausbildung der kapitalistischen Wirtschaftsweise war und dass mit jedem Entwicklungsschritt des Kapitalismus, und als solchen sieht sie die gegenwärtige Globalisierung, Gegensätze und Ungleichheit immer wieder aufs Neue hergestellt werden müssen. Im Kontext der bundesdeutschen Debatte über Demografie, Mangel an Fachkräften und die Rolle der Frauen liefert das Buch ebenfalls spannende Einsichten und kann den Blick auf die gegenwärtige Debatte schärfen.

Silvia Federici, 2004: *Caliban and the witch. Women, the body and primitive accumulation*. New York: Autonomedia, 285 S., ISBN 1-57027-059-7.

Alexandra Minna Stern

Eugenic Nation. Faults and Frontiers of Better Breeding in America

FRIEDERIKE HOFFMANN

Es ist bekannt, dass im nationalsozialistischen Deutschland Zwangssterilisationen vorgenommen wurden. In der BRD wurden sie verurteilt und sind verboten. Wenig bekannt ist dagegen, dass auch in demokratischen Staaten wie den USA Zwangssterilisationen durchgeführt wurden. Wie es ausgerechnet in den USA, welche ausdrücklich die Eugenik des Naziregimes verurteilten, dazu kommen konnte, und wie tief verankert die Lehre der Eugenik (gr. eugenes: wohlgeboren) in der amerikanischen Wissenschaft und Gesellschaft bis in die 1970er Jahre hinein war, wird von Alexandra Stern in ihrem Buch *Eugenic Nation* anschaulich am Beispiel Kaliforniens erarbeitet.

In 33 US Bundesstaaten gab es zwischen 1909 und 1974 Sterilisationsgesetze zur Unterbindung der Fortpflanzung „genetisch minderwertiger“ BürgerInnen; insgesamt wurden ca. 35.000 Sterilisationen vorgenommen. In Kalifornien wurden mit rund 5.000 Zwangsterilisationen mit Abstand die meisten Sterilisationen durchgeführt; betroffen waren davon mehrheitlich Frauen, nur ein Viertel der Opfer waren Männer. Sterilisiert wurden die größtenteils aus ethnischen Minderheiten stammenden Opfer in staatlichen Krankenhäusern, Gefängnissen und Psychiatrien. Stern analysiert in *Eugenic Nation* nicht nur die Entwicklung und Umsetzung der Sterilisationsgesetze, sondern vielmehr die tiefe Verwurzelung der Eugenik in der Gesellschaft, und deren Auswirkung auf die reproduktive Freiheit aller Frauen bis heute. Zentral ist in Sterns Werk die kontinuierliche, reproduktive Entmündigung von Frauen, einerseits durch Sterilisationsgesetze, andererseits durch die Oktroyierung von Gendernormen, die erst durch die feministische Bewegung in den 1970er Jahren hinterfragt wurden (196).

Ihre Untersuchung beinhaltet zum einen viele Einzelfallstudien, die anhand von Gerichtsverfahren persönliche Schicksale verdeutlichen; zum anderen werden auf der Grundlage einflussreicher Arbeiten von eugenischen Förderern wie Charles M. Goethe (182ff.), Forschern der Universitäten Berkeley und Stanford und Organisationen wie dem Naturschutzverein Sierra Club (115ff.), sowie dem Familienplanungsinstitut von John Popenoe (150ff.), deren Einfluss auf die Ausbreitung der Eugenik analysiert. Vor diesem Hintergrund stellt Stern überzeugend neue Zusammenhänge zwischen wissenschaftlichem Fortschritt und dessen Nutzung für die Verbesserung des Genpools in den USA her (11).

Eugenic Nation ist in sechs Kapitel gegliedert. In den ersten drei Kapiteln beschreibt Stern ausführlich den Zusammenhang zwischen Erkenntnissen der Tropenmedizin und der Verschärfung der Immigrationspolitik der 1920er Jahre, sowie die Institutionalisierung der Sterilisationen in Kalifornien. Sie belegt, wie wissenschaftliche Er-

kenntnisse kontinuierlich zur genetischen Klassifizierung von BürgerInnen genutzt wurden, und stellt deutlich den Zusammenhang zwischen Kaliforniens Bemühungen, die Einwanderung durch Quoten und Auflagen zu kontrollieren, sowie den vorhandenen Genpool zu verbessern, dar: Kalifornien sollte nicht länger der unzivilisierte „Wilde Westen“ der USA sein.

Überraschend ist, dass auch die Umweltbewegung die Eugenik förderte. Ihr Einfluss wird im vierten Kapitel analysiert.

Besonders aufschlussreich sind die letzten zwei Kapitel des Buches, in welchen Stern auf die sich wandelnde Erscheinung der eugenischen Politik nach 1945 eingeht. In der nun notwendigen Abgrenzung zum Naziregime werden veränderte Begrifflichkeiten, aber ähnliche Mittel angewendet. So wird zwischen „negativen“ und „positiven“ Anwendungen der Eugenik unterschieden: Zwangssterilisationen galten als „negativ“, da sie die Fortpflanzung verhinderten, während die gezielte Förderung der Fortpflanzung erwünschter BürgerInnen als „positiv“ galt (154). Angewendet wurden beide Varianten. Die Umsetzung der „positiven“ Eugenik wurde von den Familienplanungsinstituten John Popenoes von 1940-1977 verfolgt, der durch die Vermittlung konservativer weiblicher Rollenbilder Frauen auf ihre „genetisch vorbestimmte Rolle“ als Mutter festlegen wollte. Sterns provokante These ist, dass vor allem Popenoes populäre Ratgeber mit ihrem eindeutig eugenischem Hintergrund den Babyboom herbeiführten (vgl. 155). Abgeschafft wurden die Sterilisationsgesetze erst in den 1970er Jahren in Folge der Proteste der sich formierenden Frauengesundheitsbewegung.

Für Kalifornien, wo das Abtreibungsrecht bis heute heiß umkämpft ist, kommt Stern nach der umfassenden Analyse der Eugenetik in Kalifornien am Ende ihres Buches zu einem interessanten Ausblick: Frauen haben sich ihre reproduktive Freiheit zwar erkämpft, dennoch existieren auch heute eugenische Reproduktionsmittel, die Stern „high-tech eugenics“ (214) nennt. Samenbanken erlauben Zugang zu Informationen über Rasse, Bildung und Krankheitsprofile der Spender, ebenso erlauben pränatale Untersuchungen auf Behinderungen reproduktive Selektion (214f.). Dabei versäumt es Stern nicht, auf die erneute Ungleichheit beim Zugang zu diesen Technologien zwischen Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten hinzuweisen.

Als eine der ersten Forscherinnen überhaupt, die sich mit Zwangssterilisationen an der amerikanischen Westküste befassen, führt Stern in ihrer Fallstudie bisher nur isoliert betrachtete Akteure und Organisationen zusammen und zeigt, dass sie zu einer Bewegung gehörten. Leider erschwert die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Fälle die Übersichtlichkeit, sodass es nicht immer leicht ist, Sterns Beweisführung zu folgen. Am Ende bleibt ein verstörendes Amerikabild, das Fragen nach der Erinnerungskultur und Gleichberechtigung im Land der unbegrenzten Möglichkeiten aufwirft.

Alexandra Minna Stern, 2005: *Eugenic Nation. Faults and Frontiers of Better Breeding in America*. Berkeley, LA, London: University of California Press, 347 S., ISBN 0-520-24444-3.

Bücher, die zur Rezension angefordert werden können

Castro Varela, Maria do Mar, 2007: Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbstfindung und Gelehrter Hoffnung. Bielefeld: Transcript. ISBN: 3-89942-496-4

Hausmann, Melissa/**Sauer**, Birgit (Hg.), 2006: Gendering the State in the Age of Globalization: Women's Movements and State Feminism in Postindustrial Democracies. Boulder: Rowman and Littlefield. ISBN: 0-7425-4017-0

Michel, Sigrid/**Löffler**, Sylvia (Hg.), 2006: Mehr als ein Gendermodul. Qualitative Aspekte des Qualitätsmerkmals Gender im Bologna-Prozess. Bielefeld: Kleine Verlag. ISBN: 3-89370-411-6

Riegraf, Birgit, 2006: New Public Management und Geschlechterverhältnisse: Eine Analyse zum qualitativen Wandel des Staates. Wiesbaden: VS Verlag. ISBN: 3-53115-045-6

Sauer, Birgit/**Knoll**, Eva-Maria (Hg.), 2006: Ritualisierungen von Geschlecht. Wien: Facultas WUV. ISBN: 3-85114-952-1

Zippel, Kathrin S., 2006: The Politics of Sexual Harassment. A comparative Study of the United States, the European Union, and Germany. Cambridge u.a.: Cambridge University Press. ISBN: 0-52160-994-1

Sammelrezensionen

Auth, Diana/**Holland-Cunz**, Barbara (Hg.), 2006: Grenzen der Bevölkerungspolitik. Strategien und Diskurse demographischer Steuerung. Opladen: Verlag Barbara Budrich. ISBN: 3-86649-047-X

Berger, Peter A./**Kahlert**, Heike (Hg.), 2006: Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse (Politik der Geschlechterverhältnisse Bd 32), Frankfurt/M.: Campus. ISBN: 3-593-38194-X

Dietze, Gabriele, 2006: Weiße Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken. Bielefeld: Transcript. ISBN: 3-89942-517-0

Tißberger, Martina/**Dietze**, Gabriele/**Hzán**, Daniela/**Husmann-Kastein**, Jana (Hg.), 2006: Weiss – Weisssein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt/M. u.a. Peter Lang. ISBN: 3-63154-823-0